Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 48 (1961)
Heft: 2

Artikel: Die Sprach- und Schulverhältnisse im Kanton Freiburg : Vortrag
Autor: Boschung, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-526900

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn wir schon kleine Entwicklungsvorgänge erkennen, warum zögern wir vor der Annahme einer Evolution der gesamten Schöpfung. In unserer menschlichen Beschränktheit scheinen wir von einem fahrenden Zug eine Blitzaufnahme zu machen (denn was ist unser Leben mehr in den Jahrmilliarden der Erdgeschichte?) und dabei festzustellen, der Zug stehe still. Teilhard aber öffnet den Blick für die riesige Bewegung der Schöpfung. Als Paläontologe und Wissenschafter schaut er zurück in die Vergangenheit, als Theologe, Philosoph, Dichter und Prophet leuchtet er die Zukunft ab. Gewiß erschwert diese Vielschichtigkeit das Verständnis des Textes. Die Ideen der Evolution sind leider mit Namen wie Darwin und Lamarck belastet, die zum Materialismus neigten. Den irrenden Deutungen setzt Teilhard die Idee einer Evolution gegenüber, die in überaus kühner Perspektive hinzielt zum Punkt Omega, zu Christus.

Seine Hauptgedanken formuliert Teilhard selbst so: «Ich glaube, daß das Weltall eine Evolution ist, daß die Evolution in die Richtung des Geistes strebt, daß der Geist sich im Personalen vollendet, daß Vollendung des Personalen der universale Christus ist.» Teilhard nimmt mit verschiedenen Gelehrten den Punkt Alpha, den man aus den auseinanderfliehenden Bewegungen der Milchstraßen zurückberechnen kann, vor drei bis vier oder mehr Milliarden Jahren an, wo man sich eine Konzentration von Urstoff vorstellt, gleichsam vom Schöpfer in der Hand zusammengepreßt. Losgelassen, entfalten sich alle diese Energien und drängen in einer klaren Richtung der Entwicklung: Elemente, Moleküle, Eiweißstoffe (Proteine), Pflanzen, Tiere, Säuger, Homo sapiens. Nicht in einer steten, kontinuierlichen Linie, nein, sprunghaft, von Stufe zu Stufe. Denn der Ablauf der Evolution zeigt immer die gleichen drei Etappen: zuerst Zusammenballung von Energien, dann explosionartige Zersplitterung und hierauf hochgradige Spezialisierung.

Die Sprach- und Schulverhältnisse im Kanton Freiburg *

Dr. med. Peter Boschung, prakt. Arzt, Flamatt FR

Dem Lehrer wie dem Arzt ist es heute geläufig, daß die Kenntnis von Erbgut und Umwelt eines Menschen sein Verhalten nicht restlos, aber weitgehend, zu erklären vermag. In ähnlicher Weise werden unsere heutigen Verhältnisse und manches, was daran fremd und sonderbar vorkommen mag, erst aus der Geschichte unseres Staatswesens verständlich. Und da uns in der einen und vielfältigen Schweiz nicht nur Wissen, sondern vor allem gegenseitiges wohlwollendes Verständnis not tut, geht dem Bericht eine kurze geschichtliche Einführung voraus.

I. Geschichtlicher Abriß

Freiburg im Uechtland wurde 1157 von Herzog Berchtold IV. von Zähringen gegründet und in strategisch günstiger Lage auf einem linksufrigen Saanefelsen erbaut. Ihrer Bestimmung nach war die Neusiedlung Stützpunkt gegen den widerspenstigen waadtländischen Adel und Marktort. Als Bollwerk gegen den Westen diente sie auch den Grafen von Kiburg, welche sie 1218 von den Zähringern erbten, und erst recht den Grafen von Habsburg, welche sie 1277 in Besitz nahmen. Es war die Zeit, da die Grafen von Savoyen, die Herren der Waadt, ungestüm nach Osten drängten und mit ihren Vasallen und Verbündeten Freiburg zeitweise von allen Seiten einengten. Dadurch, daß Freiburg von Habsburg abhängig, die Reichsstadt Bern jedoch mit

* Die vorliegende Arbeit, ein Vortrag, der im Deutschschweizerischen Schulverein Zürich gehalten und hier zum Artikel bereitet wurde, bietet viel neues, wertvolles Material für den Geschichts- und Geographieunterricht an der Volksschule und wichtige Anregungen für unseren Sprachunterricht und unsere kulturelle Verantwortung.

Savoyen verbündet war, gerieten die zähringischen Schwesterstädte in jenen Jahrhunderte dauernden Gegensatz, der sich trotz mehrmaliger Wiederannäherungen in manchen blutigen Auseinandersetzungen entlud, wie der Chronist Justinger sagt, selten aus eigenem Haß, sondern meist im Gefolge ihrer Schutzherren. Doch wurden in den Wirren des 14. Jahrhunderts auch eigene Interessen verfochten. Im Gümmenen- und besonders im Laupenkrieg (1333, 1339) geriet die Vormachtstellung der älteren Zähringerstadt ins Wanken. Trotzdem versuchte die Unterlegene mit dem Kauf des oberen Simmentals und der befestigten Uferorte Nidau, Büren und Olten Landeshoheit und Stützpunkte für ihre Handelswege zu gewinnen. Dieser Anlauf zur Großmacht wurde von der nicht weniger landhungrigen Schwesterstadt Bern während des Sempacher- (1386) und Näfelserkrieges (1388) mit dem Hinweis auf die Mitherrschaft Habsburg durch Waffengewalt aufgehalten. Damit ging die Vorherrschaft endgültig an Bern über. Die Treue Freiburgs wurde auf eine harte Probe gestellt, nachdem Habsburg sich mehr den neuen Besitzungen in Österreich und im Elsaß widmete, durch die Eidgenossen allmählich aus dem Mittelland verdrängt wurde und sein Besitztum im Westen zu vernachlässigen begann. 1447 wurde die Saanestadt von Savoyen und Bern mit Krieg überzogen und mußte, von den Herzögen von Österreich nur ungenügend unterstützt, nicht erobert, aber schwer geschädigt, in einen Frieden mit sehr drückenden Bedingungen einwilligen. 1452, vier Jahre nach Kriegsende, war sie, erschöpft durch die wirtschaftliche Notlage, zerrissen durch politische Spaltungen und soziale Spannungen, am Ende ihrer Kräfte. Sie kündigte Österreich den Gehorsam und ergab sich ihrem Hauptgläubiger und früheren Feind, dem Herzog von Savoyen. Dann begann ein neuer Aufstieg. Die Waffenbrüderschaft mit den Eidgenossen, vor allem mit Bern, brachte nach den Burgunderkriegen die Lösung von Savoyen, die Reichsunmittelbarkeit und 1481 die Aufnahme in den Bund der Eidgenossen.

Es wäre verfehlt, aus diesem Abriß unserer politischen Geschichte zu schließen, Freiburg sei als Eigentum deutscher Fürsten eine durch und durch deutsche Stadt gewesen. Schon ihr Standort bestimmte sie dazu, für alle Zeiten ein Gemeinwesen zu sein, in dem sich zwei Kulturkreise überschneiden. Das Uechtland war schon vor 1157 zweisprachig. Rechts der Saane saß eine alemannisch-keltische, links der Saane eine burgundisch-keltische Bevölkerung. Die Stadt selbst war eine deutsche Gründung auf welschem Boden. Sie gehörte vor der Errichtung einer eigenen Pfarrei zur welschen Kirchgemeinde Villars (sur Glâne) ob der Glane. Die erste Stadtkirche stand auf Boden, der erst nach einem längeren Streite rechtmäßig vom Kloster Peterlingen (Payerne) an den Stadtherrn überging. Der befestigte Marktort entwickelte sich durch Zuwanderung. Angehörige des Landadels von beiden Ufern der Saane – in der Frühzeit vor allem Geschlechter mit deutschen Namen: Maggenberg, Englisberg, Hattenberg, Wädiswil, Mettlen, Fendringen, Tüdingen, Rechthalten, Felga – nahmen Burgrecht, wurden Räte und Schultheißen, politische und militärische Führer der Bürgerschaft. Sie blieben aber Grundbesitzer und führten ihren Boden und ihre bäuerlichen Lehensleute im Laufe einer dreihundertjährigen Entwicklung unter die politische Herrschaft der Stadt. Auch Bauernsöhne aus allen benachbarten Dörfern zogen in den Schutz der Stadtmauern, erlernten ein Handwerk und erschlossen sich mit dem Erwerb des Bürgerrechtes die Möglichkeiten zum gesellschaftlichen und politischen Aufstieg.

Nach 1380 wuchs die Anziehungskraft Freiburgs auf entferntere Gegenden. Seine Industrie, die ein bekanntes Grautuch, Leder, Sicheln und Sensen ausführte, machte Freiburg zu einem Wirtschaftsplatz von europäischer Bedeutung. Es belieferte die Messen von Genf und – auf dem Wasserwege – die Märkte von Zurzach und sah alljährlich zahlreiche Kaufleute aus Schwaben, Elsaß, Rheinland, aus Burgund, Savoyen und Piemont in seinen Mauern. In dieser Zeit finden wir häufig Kaufleute und Maurer aus der Westschweiz und Frankreich und Geldleute aus der Lombardei als Neubürger. Ebenso stark scheint der Zuzug von Handwerkern aus der deutschen Schweiz und aus Süddeutschland gewesen zu sein.

Bei dieser von Anfang an gemischten und ständig von auswärts verjüngten Bevölkerung ist es nicht zu verwundern, daß auch die Zeugnisse des kulturellen Lebens einem Strauß gleichen, dessen Blumen aus sehr verschiedenen Gärten stammen. Den vielen Handwerkern und Künstlern deutscher Herkunft ist es zu verdanken, daß Freiburg durch seine Kunstschätze auch heute – und für immer – mit dem deutschen Kulturkreis verbunden bleibt. Denn

wenige welsche Künstler haben bei uns gearbeitet: der Genfer du Jordil etwa, der den St. Niklausturm vollendete, der Holzschnitzer du Peney, Pierre Ardieu von Boll, die Architekten Fumal und Cotti. Spärlich – aber bedeutend – sind auch die Einheimischen, die sich schöpferisch hervorgetan haben. Ich nenne ihre größten: die Maler Peter Maggenberg, Hans Fries und Pierre Wuilleret, die Künstlerfamilie Reyff mit ihrem berühmten Vertreter, dem Bildhauer und Baumeister der Barockzeit, Hans Franz Reyff. Die große Schar der Männer aber, denen die Stadt ihren Reichtum an Kunstdenkmälern verdankt, stammte aus der deutschen Schweiz, aus Süddeutschland oder Vorarlberg: die Bildhauer Gilian Aetterli (Süddeutschland), Hans Geiler (Elsaß), Hans Gieng (Elsaß oder Süddeutschland), Joh. Jakob Moosbrugger (Vorarlberg), Peter Spring (Deutschland); der Baumeister Hans Felder der Jüngere (Süddeutschland-Zürich); die Maler Mentz (Rottweil) und die Nelkenmeister (Straßburg), Hans Boden (Bern ?), Wilhelm Ziegler (Franken); die Glasmaler Urs Werder und Lukas Schwarz (Bern).

Betrachten wir dagegen die schriftlichen Zeugnisse, so ist die Vorherrschaft der lateinischen und französischen Sprache vor 1481 offensichtlich. Sie erklärt sich durch die geographische Lage, welche eine unmittelbare Berührung mit welscher Lebensart mehr begünstigte und notwendigerweise zu einer Eingliederung Freiburgs in den westschweizerischen Wirtschaftsraum führen mußte, weshalb hier von Anfang an die Losaner Münzwährung in Geltung stand. Gefördert wurde die Bevorzugung des Französischen ferner durch die engen Beziehungen der Adeligen und Einflußreichen zu welschen Klöstern (Altenryf-Hauterive, Peterlingen-Payerne, Hautcrêt). Auch eine von der politischen auf die kulturelle Ebene verdrängte Auflehnung gegen die Habsburger, die Freiburg mehrmals willkürlich (1289–1308 entgegen der Handfeste Ernennung der Schultheißen und des Stadtpfarrers durch den Stadtherrn, statt Wahl durch die Bürger) oder nachlässig behandelt hatten und überhaupt keine Freunde starker Städte waren, mochte zeitweise mitspielen.

Entscheidend für die Hinwendung zur Sprache der westlichen Nachbarschaft war aber die Zuwanderung von Westen und Süden, welche vor allem die wirtschaftlich und politisch einflußreichere Oberschicht (Lombarden, Bankiers) verstärkte, während die Zuzüger aus dem deutschen Sprachgebiet meistens Handwerker waren. Dazu kam nicht weniger ausschlaggebend die Tatsache, daß das Urkundenwesen geschwornen Notaren und Schreibern anvertraut war, die am Hofe des Bischofs von Lausanne geprüft und vereidigt und wohl auch ausgebildet worden waren, also des Französischen besser kundig waren als des Deutschen.

Mit der französischen Sprache fand auch Gedankengut aus der burgundischen Umwelt Eingang in die anfänglich deutsche Stadt. So verbinden sich schon in der Handfeste von 1249 zähringische Satzungen mit waadtländisch-savoyardischen Ordnungen zu einem neuen Stadtrecht, das für mehrere Städte der deutschen Schweiz (Thun, Erlach, Aarberg, Büren a. d. A., Burgdorf) wegleitend wurde, während anderseits zähringische Rechtsgrundsätze über Freiburg nach Savoyen verpflanzt wurden. Nichts zeigt eindrücklicher, daß Freiburg schon früh die Aufgabe übernommen hat, Bindeglied zwischen Deutsch und Welsch zu sein!

Wir besitzen keine Quellen, die eine zuverlässige Beurteilung des Zahlenverhältnisses zwischen den beiden Sprachgruppen in früheren Jahrhunderten erlauben. Auch den Zeitpunkt anzugeben, an dem Französisch Amtssprache wurde, ist nicht möglich. Aus dem Jahre 1319 stammt die älteste erhaltene Ratsverordnung in französischer Sprache, aus den Jahren 1362–1365 eine Sammlung von Gerichtsurteilen. Dann häufen sich die französischen Aufzeichnungen, ohne das Latein zu verdrängen, das in den frühen Urkunden ausschließlich verwendet wurde. Die völkerverbindende Sprache der mittelalterlichen Christenheit hielt sich in unsern Urkunden länger als zum Beispiel in Bern, vielleicht gerade *wegen* der Zweisprachigkeit. Sie wurde noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts für die Regelung vieler weltlicher Geschäfte gebraucht, zum Beispiel für Ratsbeschlüsse, für Lehensverträge, für Anstellungsverträge mit deutschen Armbrustern und Büchsenmeistern. Den Notaren wurde erst 1424 gestattet, in der Volkssprache, deutsch oder welsch, zu verschreiben. Ratsmanuale und Seckelmeisterrechnungen, die erst vom 15. Jahrhundert an erhalten sind, wurden bis 1483, also bis zwei Jahre nach dem Eintritt in die Eidgenossenschaft, französisch geschrieben.

Wir besitzen aber unmittelbare und mittelbare Beweise genug, daß Freiburg trotz französischer Amtssprache nie eine Stadt mit ausschließlich welscher

Bevölkerung war. Gewiß ist, daß zu allen Zeiten ein mehr oder weniger großer Teil der Einwohnerschaft der Sprache der Gründer treu blieb, und daß auch die Familien, die wirtschaftlich und politisch den Ton angaben, teilweise beider Sprachen kundig waren. Schon die deutschen Tauf- und Familiennamen in den Steuerbüchern (1379 Steuer wegen Nidau, 1445 Taille de Savoie), in den Kriegsrodeln, in den Volkszählungslisten (1444, 1447), in den Bürger- und Besatzungsbüchern, in den Notariatsregistern und Stadtrechnungen lassen keinen andern Schluß zu. Auch der Ratsbeschluß vom 11. Juni 1409, welcher die Zurufe ‚Alaman' und ‚Roman' sowie Schlägereien zwischen Kindern und Jugendlichen unter Strafandrohung von 10 Schilling Buße für ihre Väter verbot, deutet darauf hin, daß die Nachkommenschaft der deutschen Einwohner stark genug war, um sich nach Bubenart zu wehren. Die Ratsverordnung von 1424, welche es den Notaren und ihren Klienten freistellte, Privatverträge in deutscher oder französischer Sprache zu urkunden («... en teif et en rommant...»), beweist, außer dem Zurückdrängen des Lateins zugunsten der Volkssprachen, eine Gleichstellung von Deutsch und Welsch, wenigstens in dieser Frage. Aus einem Werkvertrag von 1433 mit einem Zimmermann, einem Anstellungsbrief des gleichen Jahres für einen Ziegler, beide in deutscher Sprache, aus der großen Ordnung der Tuchbereitung von 1435, die französisch und deutsch veröffentlicht wurde, aus deutschen Verordnungen des Jahres 1440 für die Müller und Bäcker geht deutlich hervor, daß es vor allem Handwerker waren, mit denen man deutsch reden mußte.

Aber auch die Abhängigkeit vom deutschen Stadtherrn, zuerst Kiburg, dann Habsburg, das Lehensverhältnis mehrerer Bürger zu den Grafen von Thierstein, die diplomatischen Beziehungen zum Königshof, zu Bern und andern deutschsprachigen Städten, erst recht aber die weltweiten Handelsverbindungen erlaubten den Stadtvätern keine Beschränkung ihrer Sprachkenntnisse auf das freiburgische Patois. In der Tat sind ein Schiedsspruch von 1295, ein Vertrag von 1338, die Bündniserneuerung von 1341, der Burgrechtsvertrag von 1403, die Vereinbarung wegen Grasburg 1423 und die Erneuerung des Burgrechts 1454, alles Rechtshandlungen zwischen Bern und Freiburg, in deutscher, nicht in lateinischer Sprache abgefaßt. Ebenfalls der deutschen Sprache bedienten sich Königin Agnes 1333 und 1340, nach dem Gümmenen- und dem Laupenkrieg, um zwischen den Nachbarstädten Frieden zu stiften, der Herzog Leopold von Österreich 1385 und 1398, um der Stadt Freiburg ihre alten Rechte und Freiheiten zu bestätigen, und Kaiser Sigismund 1422, um ihr das Recht zu verleihen, eigene Münzen zu prägen.

Es ist darum eine Geschichtsfälschung, wenn behauptet wird, Freiburg sei vor 1481 vollständig welsch gewesen und habe sich erst nach dem Eintritt in die Eidgenossenschaft verdeutscht. Die Stadtbevölkerung war vor 1481 so wenig einheitlich welsch wie nachher ausschließlich deutsch! Man darf bezweifeln, ob die stolzen Eidgenossen des 15. Jahrhunderts, die ihrer Sprache besser bewußt waren als die heutigen, einen rein welschen Stand in ihren alemannischen Bund aufgenommen hätten. Ohne einen beträchtlichen deutschen Bevölkerungsanteil mit einer starken nach Bern ausgerichteten Partei in der Stadt und ohne die politische Herrschaft über die mehrheitlich deutschsprachige Alte Landschaft hätte es, trotz der Fürbitte von Bruder Klaus, wohl höchstens für die Annahme als zugewandter Ort gereicht. Die Vermutung, nicht nur die frühere Zugehörigkeit zu Habsburg und Savoyen, sondern auch die Doppelsprachigkeit des Aufnahme heischenden Stadtstaates habe Bedenken und Zögern der Länder vermehrt, wird gestützt durch den Eifer, mit dem der Rat nach dem Eintritt sich bemühte, Freiburg sprachlich den alten Bundesgliedern anzugleichen: Deutsch wurde Amtssprache, die welsche Schule wurde aufgehoben, in der Stadtkirche (Münster) durfte nur noch deutsch gepredigt werden.

Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts beschränkte sich die Herrschaft der Stadt auf die nähere Umgebung. Sie hatte diese Landeshoheit schrittweise erworben durch Übernahme ursprünglich feudaler Rechte und Pflichten von jenen Bürgern, die Grundbesitzer waren, und sie 1442 durch den Kauf der Thiersteinischen Lehen vervollständigt. Dieses Herrschaftsgebiet umfaßte – grob gesagt – den heutigen Saane- und Sensebezirk und den südlichen Teil des Seebezirks, also vorwiegend Bevölkerung deutscher Zunge. Es unterstand unmittelbar der Stadt und wurde später – zur Unterscheidung von den Vogteien – die Alte Landschaft genannt. Während der Burgunderkriege begann die große territoriale Entwicklung. Verbündet mit Bern und den Eidgenos-

sen, diente Freiburg als Flankenschutz gegen die savoyardischen Vasallen, welche Parteigänger Karls des Kühnen waren. Erstmals in den Zügen gegen die Gefolgsleute Burgunds, und dann endgültig 1536, als Bern das Waadtland eroberte, legte Freiburg die Hand auf jene Ländereien, welche heute den Glâne-, den Broye- und den Vivisbachbezirk bilden. 1555 wurde Freiburg Eigentümerin des welschen Teils der Herrschaft Greyerz. Kleinere Gebiete wie Jaun, Korbers und Cheyres wurden durch Kauf erworben. Die ‚neuen Landschaften' wurden durch einen Vogt als Statthalter der Gnädigen Herren verwaltet. Aber, Untertanenverhältnis bedeutete in der alten Eidgenossenschaft durchaus nicht Rechtlosigkeit und sprachliche Unterdrückung. Auch die welschfreiburgischen Vogteien behielten weitgehend ihre alten Gewohnheitsrechte. Urkundenwesen und Gerichtsbarkeit bedienten sich weiterhin der französischen Sprache. Nur der Verkehr zwischen Regierung und Vögten wickelte sich zur Hauptsache in der deutschen Sprache ab. Gerade die Unterscheidung der deutschen Staatssprache von der Rechtssprache der Untertanen ermöglichte nach Prof. Vasella eine Lösung, welche die Ansprüche sowohl der Regierungen wie der welschen Bevölkerung befriedigte. Sie wurde begünstigt durch den Umstand, daß zur Zeit der fremden Dienste Französisch die Umgangssprache der Patrizier und regimentsfähigen Familien wurde.

Die ‚eine und unteilbare' Helvetische Republik beseitigte die Vorrechte der alten Stände und die Untertanenländer. Neue Kantone wurden gebildet. Aus Vogteien entstanden bei uns Bezirke. Die Untertanen wurden politisch gleichberechtigte Bürger. Mit dem Patriziat verschwand auch die deutsche Staatssprache, denn die Bürger französischer Zunge bildeten nun die große Mehrheit. Gleichzeitig erfuhr der Kanton Freiburg durch die Zuteilung des Murtenbiets den letzten Gebietszuwachs. Er war gedacht als Ersatz für den Verlust der andern gemeinsamen bernisch-freiburgischen Vogteien Grandson, Echallens, Orbe und Schwarzenburg. Im Interesse des Gleichgewichts, aber gegen den Willen der Bevölkerung wurde die ehemalige Vogtei dem Kanton Freiburg angegliedert. Diese Zuteilung durch Napoleon wurde in doppelter Hinsicht bedeutsam: Sie verstärkte den Anteil der deutschen Kantonsbevölkerung, die im Zeitpunkt, als Frankreich in der Schweiz befahl, völlig entrechtet war, und sie führte dem katholischen Stand eine reformierte Minderheit zu.

Darum muß neben der politischen Entwicklung die andere grundlegende Tatsache unserer Geschichte wenigstens erwähnt werden, welche den Schlüssel zu mancher Besonderheit bildet. Während der Reformation war Freiburg dem alten Glauben treu geblieben, und zwar in erster Linie dank der Entschlossenheit und Tatkraft der Regierung. Wohl hatten später Priester wie Propst Schneuwly, Propst Werro und Petrus Kanisius eine religiöse innere Erneuerung herbeigeführt, aber der Rat fühlte sich auch weiterhin für Religion und gute Sitten verantwortlich und regierte, patrizischer Auffassung getreu, auch auf diesen Gebieten. Er fühlte sich dazu um so mehr verpflichtet, weil Freiburg nach der Eroberung der Waadt rings von Neugläubigen umgeben war. Die dadurch entstandene Absonderung und zeitweilige Bedrohung bestärkte Freiburg in seinem bewußten Gegensatz zur bernischen Umgebung, zwang aber anderseits zu einer zurückhaltenden, eher vermittelnden Haltung in den eidgenössischen Auseinandersetzungen. Die jahrhundertlange Abgeschlossenheit, die dadurch geförderten gegenseitigen Vorurteile und zuletzt die Schrekken des Sonderbundskriegs machen es verständlich, warum man der bernischen Einwanderung, die um 1820 begann und nach 1848 stark zunahm, nicht gerade mit offenen Armen begegnete.

II. Die Sprachverhältnisse

Bei der eidgenössischen Volkszählung von 1950 bekannten sich zur deutschen Muttersprache 32.95% der *Gesamtbevölkerung*. Sie sind vor allem im Osten und Norden des Kantons und in der Hauptstadt angesiedelt. Ein einziger der sieben Bezirke kann mit 96.50% als rein deutsch gelten, der *Sensebezirk* mit dem Hauptort Tafers. Merkwürdige und verwickelte Verhältnisse findet man im *Seebezirk*, der durch die Vereinigung der ehemaligen gemeinen Herrschaft Murten mit einigen Gemeinden der Alten Landschaft gebildet wurde. Die Leute der früheren Vogtei sind reformierten Glaubens. Sie sprechen im Wistenlach französisch, im Dreieck zwischen Murten–Ulmiz–Fräschels deutsch. Auch die altfreiburgischen und deshalb katholischen Gemeinden im Süden des Bezirks verteilen sich auf beide Seiten der Sprachgrenze. Infolge der Zu-

wanderung von Deutschfreiburgern und Bernern gibt es in den ursprünglich rein welschen Bezirken

der *Broye* 7.83%
der *Glâne* 4.97%
des *Vivisbachs* 2.90% deutscher Einwohner.

Im *Greyerzbezirk*, dessen einzige deutsche Gemeinde Jaun wahrscheinlich vom Simmental her besiedelt worden war, sind sie mit 7.07% vertreten. Im *Saanebezirk*, zu dem die Hauptstadt gehört, machen sie 24.58 vom Hundert aus. In der *Stadt Freiburg* selbst finden wir mit 33.20% deutschen Einwohnern annähernd das gleiche Kräfteverhältnis wie im Kanton.

So lauten die trockenen Zahlen. Wie sieht die lebendige Wirklichkeit aus? Wie steht es in der Stadt, der größten Siedlung auf der Sprachgrenze, wo Deutsch und Welsch bunt gemischt zusammenleben, wo sich alteingesessene Deutschfreiburger und zugezogene Deutschschweizer tagtäglich im Broterwerb, im privaten und öffentlichen, im politischen und kulturellen Leben mit der andersprachigen und andersdenkenden Mehrheit auseinanderzusetzen haben?

Dem oberflächlichen Reisenden scheint Freiburg eine völlig welsche Stadt zu sein. Im Fahrplan und am Bahnhof begegnet ihm der Stadtname nur in der Sprache der Mehrheit. Alle Straßen sind nur französisch angeschrieben. Von einigen Ausnahmen in der Altstadt abgesehen, tragen auch die Häuser deutschschweizerischer Geschäftsleute französische Ladenanschriften. Die Geschäfte und Privatpersonen, die im Telephonbuch Beruf oder Gewerbe in deutscher Sprache angeben, lassen sich an den Fingern zählen. Immerhin haben wir erreicht, daß die Spitäler in beiden Sprachen aufgeführt werden.

Sobald der Besucher aber mit Menschen zu tun hat, stellt er fest, daß hier zwei Sprachen daheim sind. Nur in wenigen Geschäftshäusern, Gaststätten oder Ämtern wird man, ohne daß man sich auf französisch ausdrückt, nicht verstanden. In gewissen Läden werden Sie auf deutsche Fragen französische Antworten bekommen; in andern werden Sie sich auf Schriftdeutsch verständigen; nicht so selten werden Sie in Mundart bedient. – In allen Pfarrkirchen und in den meisten klösterlichen Gotteshäusern können Sie in beiden Landessprachen predigen hören. Im Gespräch mit Einheimischen werden Sie vernehmen, daß alle Gassen und Wege der alten Stadtviertel auch deutsche Namen tragen, die bei der alteingesessenen Stadt- und Landbevölkerung heute noch im Gebrauch sind. Aber die ehemals auf der andern Seite angebrachten Straßenschilder mit den deutschen Namen seien im großen Graben, der während des Ersten Weltkrieges die Schweiz entzweite – verlorengegangen. Die irreführende Beschriftung ist auch daran schuld, daß die zugezogenen Deutschschweizer in ihrer Buchstabengläubigkeit sich nur an die angeschriebenen gewöhnen und die alten deutschen Namen unserer Straßen und Plätze ausrotten helfen, weil sie nur die französischen Bezeichnungen kennenlernen.

Beim sprachlich interessierten Gast weckt diese widersprüchliche Wahrnehmung – so viel Deutsch in der Umgangssprache bei fast ausschließlich französischer Beschriftung – immer einen zwiespältigen Eindruck. Wenn er den Ursachen nachgeht, nach der Einstellung der deutschen Einwohner zur Muttersprache frägt und ihr kulturelles Leben sucht, dann stellt er alsbald fest: das Deutschtum in der Stadt Freiburg befindet sich in einer Notlage! Man sieht allenthalben großen Eifer, sich dem Geschäft oder dem beruflichen Vorwärtskommen zuliebe der Mehrheit in allen Dingen anzugleichen. Es gibt zugewanderte Deutschschweizer, die französischer sein wollen als unsere Welschen. Man findet viel Leisetreterei und Untertanengesinnung, aber wenig Bekennermut und Opfergeist; viel Verzagtheit und Eigenbrötelei, aber wenig Stolz auf die schöne deutsche Muttersprache – und viel zu wenig Gemeinschaftssinn!

Leider fehlt uns der große politische Führer, der die Bürger deutscher Zunge über die Parteien und Wirtschaftsgruppen hinweg für die notwendigen Bemühungen um die tatsächliche Gleichberechtigung der Minderheit zu einigen vermöchte. Und was viel schlimmer ist: wir leiden Mangel an Dichtern und Komponisten, allgemein gesagt, an Künstlern, die im Volke der Deutschfreiburger wieder Heimatstolz und Zusammengehörigkeitsgefühl entzünden und unser kulturelles Leben gleichwertig neben jenes der nachbarlichen Sprachgruppe stellen würden. Denn nicht die Zahl allein entscheidet über das Los einer Minderheit, sondern vielmehr die Treue des Einzelnen zur Muttersprache, die Einigkeit der Sprachgemeinschaft und die kulturelle Fruchtbarkeit.

Doch besitzen wir wenigstens eine eigene *Presse*, ein Vorteil, der angesichts der erwähnten Mängel doppelt wertvoll ist. Wir haben eine deutsche Tageszeitung, die ‚Freiburger Nachrichten'. Außerdem erscheinen im Seebezirk ‚Der Murtenbieter' und der ‚Anzeiger von Kerzers'. Der ‚Freiburger Bauer' führt auch einen deutschen Teil. Alljährlich kommt ein ‚Volkskalender für Freiburg und Wallis' heraus.
– Es ist tröstlich, zu wissen, daß es Widerstandsherde gegen die weitverbreitete Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit gibt, so im Deutschen Geschichtsforschenden Verein, im Deutschen Katholischen Männerverein und z. T. auch in der Lehrerschaft. Aber man bekäme das Gefühl, auf verlorenem Posten zu stehen, wenn man nicht den Rückhalt und den Nachschub spüren würde, der von der Landbevölkerung ausgeht. Denn nicht die Akademiker, sondern die einfachen Leute sind es im allgemeinen, die am treuesten und zähesten an der Muttersprache hangen und damit dem sprachbewußten Gebildeten Anregung und Bestätigung sind. Sie tun es ohne große Worte und ohne Plan, dumpf und unbewußt, wie man vererbte Eigenschaften trägt. Diesem bäuerlichen Beharrungsvermögen verdanken wir es, daß wir unsere Eigenart ins zwanzigste Jahrhundert herüber zu retten vermochten. Die Verflachung und der drohende Zerfall unserer Mundart der Berner Grenze entlang lassen allerdings befürchten, daß auf diesen Pfeiler heute kein sicherer Verlaß mehr ist.
Im Vertrauen auf die unzerstörbaren Grundkräfte in unserem Volke, und weil auf jeden Niedergang Wiedergeburt und Aufstieg folgen müssen, unternimmt es eine *Arbeitsgemeinschaft*, die Einsichtigen in allen kulturellen Vereinigungen Deutschfreiburgs zu sammeln. Sie versucht aufzurütteln und zu zeigen, was auf dem Spiele steht. Sie will bei den maßgebenden Kreisen, besonders bei den Gebildeten, jenes verantwortungsfreudige Sprachbewußtsein bilden helfen, ohne welches eine Sprache auf die Dauer weder gepflegt noch verteidigt werden kann. Ungerechtfertigte Ansprüche oder Feindseligkeiten gegen die Mehrheit liegen uns fern. Wir sind uns vielmehr bewußt, daß die grundsätzliche und tatsächliche Anerkennung unserer Gleichberechtigung nur in Zusammenarbeit mit jenen weitblickenden welschen Mitbürgern erreicht werden kann, welche aus ihren Überlegungen die Minderheit nicht ausschließen, weil sie ganzheitlich freiburgisch denken.

(Fortsetzung folgt)

Was bietet die Psychologie dem Lehrer und Erzieher? *

Dr. Beat Imhof

Lehrerpsychologie

Auch die Lehrerpsychologie gehört in den Arbeitsbereich einer pädagogisch orientierten Psychologie. An die Person des Lehrers und Erziehers sind seit der Antike immer wieder Forderungen menschlicher und fachlicher Art gestellt worden, und immer wieder tauchte die Frage auf, welche Wesenseigentümlichkeiten der gute Lehrer haben sollte. Besonders in Krisenzeiten der Schule und in den darauf folgenden Reformbestrebungen hat man versucht, das Wesensbild des erfolgreichen oder des idealen Lehrers und Erziehers zu zeichnen, um dieses dann zum Leitbild für eine künftige Auswahl und Ausbildung einer neuen Lehrergeneration zu erheben. Nachdem in zahlreichen erziehungswissenschaftlichen Untersuchungen und sozialpsychologischen Beobachtungen die Erfahrung gemacht wurde, daß der Unterrichts- und Erziehererfolg in erster Linie von der Person des Lehrers abhängt und daß eine Schule soviel wert ist als der Lehrer, der an ihr wirkt, wurde in sehr vielen Arbeiten eine psychologische Analyse der Lehrer- und Erzieherpersönlichkeit versucht.
Eine gründliche berufspsychologische Forschungsarbeit über die Person des Lehrers hat folgende Problemgruppen aufzuhellen:

1. Sie muß dem Wesen der Neigung und Eignung zum Lehrberuf nachgehen. Sowohl die mehr oder weniger bewußten Faktoren, die bei der Berufswahl des Lehrers entscheidend mitwirken, zum Beispiel die soziale Herkunft, die Vorbildung, die Interessen, wie auch die bewußt geäußerten Berufswünsche mit den hier wirkenden Berufswahlmotiven müssen untersucht werden. Ebenso sind die körperlichen, charakterlichen und intellektuellen Eigenschaften, die für eine Eignung zum Lehrberuf sprechen oder diese verunmöglichen, zu prüfen.

2. Die Beschreibung der typischen Eigenart der Lehr- und Unterrichtstätigkeit und die Abklärung

* Siehe Nummer 1 vom 1. Mai 1961.